

The background of the entire cover is a photograph of numerous red, three-dimensional architectural blocks of various shapes and sizes scattered across a grey surface. These blocks resemble simplified building components like walls, windows, and roof sections.

Brigitta
Schmidt-Lauber **MITTEL**
(Hg.) **STADT** Urbanes Leben
jenseits der Metropole

campus

Mittelstadt

Brigitta Schmidt-Lauber ist seit 2009 Professorin und Vorständin des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien und war zuvor Professorin am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie in Göttingen.

Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.)

Mittelstadt

Urbanes Leben jenseits der Metropole

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39105-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2010 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: © Thomas Hoffmann, Hamburg

Redaktion: Anne Wessner, Göttingen

Satz: Campus Verlag, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Perspektiven der Stadtforschung

Urbanes Leben in der Mittelstadt: Kulturwissenschaftliche
Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsfeld

Brigitta Schmidt-Lauber 11

»Maß und Mitte« – Middletown Revisited

Rolf Lindner 37

Konstruktionen der Mittelstadt

Mittelstadt als Ideologie

Das Beispiel der Münsteraner Altstadt im Wiederaufbau (1945–1960)

Marcus Termeer 53

Bürgerinitiative contra Stadtplanung: Der rekonstruktive
Wiederaufbau der Aschaffener Löwenapotheke seit 1984

Georg Wagner-Kyora 71

Planungsstrategien zur Gestaltung mittelstädtischer Lebensräume

Holger Leimbrock 89

Inszenierungen von Stadtbildern

Zum kulturellen Gedächtnis deutscher Universitätsstädte

Marita Metz-Becker 105

Inszenierung einer Mittelstadt – Dessau um 1900 <i>Marcus Stippak</i>	121
Mittelstädte, EU-Strukturpolitik und der Zwang zur Inszenierung <i>Daniel Habit</i>	139
 Strukturwandel der Lebenswelten	
Mittelstadt und Metropolregion <i>Norbert Fischer</i>	157
Mittelstadt als Stadt dazwischen <i>Ina Dietzsch / Dominik Scholl</i>	173
Mittelstädte im demographischen Wandel – Herausforderungen für die strategische Stadtentwicklung <i>Sabine Baumgart / Andrea Rüdiger</i>	189
 Alltag in der Mittelstadt	
Hausbesetzungen in Hilden 1980–1982 Protest im Kontext lokaler Ambitionen und Realität <i>Sebastian Haumann</i>	207
Kulturelle Vielfalt als Ausdruck von Urbanität? Migranten in Friedrichshafen <i>Gertraud Koch</i>	223
Politische Praxen von sozialen Randgruppen in <i>Spatown</i> und <i>Milltown</i> <i>Gesa Kather</i>	235
Raum und Zeit in der deutschen Mittelstadt <i>Andrew Stuart Bergerson</i>	245
Viel Vergnügen! Das »großstädtische« Unterhaltungsangebot in der Mittelstadt Freiburg im Breisgau in den 1920er Jahren <i>Nicola Benz</i>	261

Forschungsperspektiven – Interdisziplinäre Statements einer Podiumsdiskussion

Neue Prozessmuster in Schweizer Mittelstädten

Ueli Gyr.....275

Die Mittelstadt – Normalfall oder Idealbild der Stadtentwicklung?

Clemens Zimmermann.....279

Anmerkungen aus Sicht der kulturhistorischen Stadt-Land-Forschung

Franz-Werner Kersting.....287

Ausblick

Bilanz und Perspektiven interdisziplinärer Mittelstadtforschung

Brigitta Schmidt-Lauber / Anne Wessner.....293

Autorinnen und Autoren299

Perspektiven der Stadtforschung

Urbanes Leben in der Mittelstadt: Kulturwissenschaftliche Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsfeld

Brigitta Schmidt-Lauber

Der Begriff »Mittelstadt« ist bisher noch kaum im allgemeinen Wahrnehmungshorizont und im gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Vokabularium etabliert. Im April 2009 fand am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Göttingen eine interdisziplinäre Tagung zu diesem Thema statt, die den Kennzeichen des Mittelstädtischen nachspürte und den Titel trug: *Mittelstadt – Urbanes Leben jenseits der Metropole*. Nannte ich im Vorfeld hierzu gegenüber potentiellen Sponsoren oder Bekannten das Thema der Tagung, so bedurfte es oftmals der Erläuterung. Die stereotype Nachfrage lautete: Geht es dabei um »Mittelstand«? Der Terminus »Mittelstadt« ist auffällig wenig geläufig.

Der Forschungsdialog in Göttingen, dessen Beiträge in diesem Band publiziert sind,¹ sollte zur fächerübergreifenden Bestimmung und Festigung des Begriffs Mittelstadt beitragen. Den Ausgangspunkt bildete die These, dass mittelstädtisches Leben bestimmte Gemeinsamkeiten aufweist – und zwar trotz Unterschieden in der räumlichen Lage und Umgebung, Unterschieden in der Geschichte, Erscheinung und Symbolik einzelner Städte, Unterschieden in der strukturellen Bedeutung für die Region sowie in den städtischen Funktionen. Es lässt sich meines Erachtens also ein spezifisch mittelstädtischer Urbanitätstypus ausmachen, der sich alltagskulturell, in der Lebensführung und in der subjektiven Erfahrung von Groß- und Kleinstädten unterscheidet. Aus unterschiedlichen Perspektiven und Fächern gehen die nachfolgend zu lesenden Artikel anhand verschiedener Fallbeispiele und Themenstellungen dieser Frage nach und erkunden, was mittelstädtisches Leben auszeichnet und wie ein Typus Mittelstadt zu bestimmen ist. Die Relevanz und Dringlichkeit, Mittelstädte zu befragen, sind offenkundig. Franz-Werner Kersting titulierte Mittelstädte als »die eigentlichen

1 Leider konnten nicht alle Referentinnen und Referenten einen Text zur Publikation zur Verfügung stellen, dafür wurde mit dem Artikel von Marcus Stippak ergänzend zum Tagungsprogramm ein neuer Beitrag aufgenommen.

»Gewinner« in der deutschen Städtestatistik seit 1945« (Kersting 2007: 498), und Carl Böhret spricht ihnen perspektivisch sogar international eine Leitfunktion zu: Mittelstädte, so prognostiziert der Politologe, werden in Europa zunehmend Bedeutung bekommen (Böhret 1991: 1).²

Der Ort der Zusammenkunft war für die Befragung des Mittelstädtischen nicht bedeutungslos: Göttingen ist nicht nur eine traditionsreiche Universitätsstadt, als die es sich gerne zeigt, sondern auch eine wenigstens »gefühlte« Mittelstadt. Offiziell gilt Göttingen mit knapp 130.000 Einwohnerinnen und Einwohnern zwar als »Großstadt«, wenn auch erst an 60. Stelle in der Rangfolge der deutschen Großstädte,³ das lokale Lebensgefühl und Selbstverständnis entsprechen dem allerdings nicht. Um eine Kleinstadt handelt es sich aber zweifelsohne auch nicht. Treffend ist Göttingen also als Mittelstadt zu bezeichnen – was dazu anregt, die bisher dominanten statistischen Einteilungen zu überdenken und den Typus Mittelstadt näher – auch qualitativ-lebensweltlich – zu bestimmen. Eine Stadt wie Göttingen mag in ihrer Zwischenposition für das heutige Leben in Deutschland repräsentativer sein als die »große« Großstadt, auf welche sich Forschung und Medien zumeist konzentrieren.

Mittelstadt als Forschungsdesiderat in der Stadtforschung

Weltweit wohnen mittlerweile mehr Menschen in Städten als auf dem Land und von diesen mehr als 75 Prozent in mittelgroßen und kleinen Städten (Ayala 2007: 32). In Europa leben immerhin 80 Prozent der Bevölkerung in Städten (Schäfers 2006: 215), wobei hier ebenso viele Menschen in Mittelstädten wie in Großstädten wohnen.⁴ Deutschland ist das Land, in dem

2 Nach Gatzweiler bestimmen Mittelstädte als regionale Wirtschafts- und Arbeitsmarktzentren schon jetzt entscheidend die ökonomische Entwicklung Deutschlands (Gatzweiler 2003: 13). Kersting verweist zudem auf ihre zentrale Bedeutung als »Referenzpunkte für die dörflich-ländliche Bevölkerung« und die »Mittlerrolle bei der Verbürgerlichung, Modernisierung und Urbanisierung der ländlichen Gesellschaft«, die diesen bis weit in das 20. Jahrhundert zukam (Kersting 2007: 498).

3 http://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Gro%C3%9Fst%C3%A4dte_in_Deutschland, 11.2.2009.

4 Es leben nur ca. 20 % der EU-Bevölkerung in Städten mit mehr als 250.000 Einwohnern, rund 40 % der Europäer wohnen in Städten mit einer Größe von 10.000–50.000 Einwohnern, weitere 20 % in Städten mit 50.000–250.000 Einwohnern (Deutscher

mit 88 Prozent der Einwohner im weltweiten Vergleich die meisten Menschen in städtischen Räumen leben (Meyers Neuer Weltatlas 2006: L10; vgl. Egner u.a. o.J.: 59); doch wohnt hier nicht einmal ein Viertel der Bevölkerung in Großstädten – die Mehrheit der Deutschen lebt nach neuerer Definition in Mittel- und Kleinstädten (nach neuer Statistik 60,6 Prozent, Statistisches Bundesamt 2008: 40f.;⁵ nach alter statistischer Definition 48,8 Prozent, Gatzweiler 2003: 13). Typisch für die Stadtlandschaft in Deutschland sind also die mittleren und kleineren Städte: 83 Großstädten stehen nach alter Definition 688 Mittelstädte und 12.460 Kleinstädte und Dörfer gegenüber (vgl. Baumgart/Rüdiger in diesem Band), wobei es – wie Christine Hannemann immer wieder herausgearbeitet hat – einen deutlichen Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschland gibt: Während Ostdeutschland ländlicher geprägt ist und die Städte hier kleiner sind,⁶ finden sich in Westdeutschland auch viele größere Mittelstädte (Hannemann 2002: 269f.). Kurzum, mit ihrem nach wie vor starken Fokus auf große Städte zeigt die Aufmerksamkeit für urbane Lebensformen eine eklatante Schiefelage gegenüber der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Es ist kaum bewusst und wird selten diskutiert, dass es noch ganz andere Formen *urbanen* Lebens gibt und längst nicht alle Städter Großstädter sind. Eine Auseinandersetzung mit mittelstädtischem Leben drängt sich somit allein statistisch gesehen auf.

So wie Stadt in den meisten Publikationen mehrheitlich synonym mit Großstadt verstanden wird, ist Stadtforschung vielfach identisch mit Großstadtforschung und wird als solche interdisziplinär praktiziert. Die Großstadt wurde dabei zahlreich und immer wieder als paradigmatischer Ort der Moderne beschrieben. Sie wurde ob ihrer »Unwirtlichkeit« beklagt (Mitscherlich 1965; Zimmermann/Reulecke 1999), aber auch als Hort der Dynamik und Offenheit (Hannerz 1980), Vielfalt (Wirth 1938) und Individualität (Simmel 1903; Hannerz 1980) gepriesen. Robert Ezra Park bezeichnete sie als *pars pro toto* für die moderne Gesellschaft und als »Labo-

Städte- und Gemeindenbund: http://www.dstgb.de/homepage/europa/aktuell/europa_legende_80_der_europaeer_leben_in_staedten/index.html, 19.5.2008).

5 Die Angaben des Statistischen Bundesamtes entsprechen nicht exakt der neueren Definition von Mittelstadt (s.u.), sondern beziehen sich auf Gemeinden mit 50.000–200.000 Einwohnern.

6 In Ostdeutschland wohnen ca. 45 % der Menschen in Klein- und Mittelstädten. 442 Kleinstädten stehen hier 162 Mittelstädte und 13 Großstädte gegenüber (Aehnel u.a. 2006: 14).

ratorium« gesellschaftlicher Prozesse (Park 1984: 45f.). Die Großstadt gilt geradezu als Inbegriff (spät)modernen Lebens.

Auch der disziplinäre Fokus der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie hat das gewöhnliche Leben in der Mittelstadt bislang kaum erfasst. Herkömmlich zollte die ehemalige Volkskunde dem ländlichen Leben stets eine ganz besondere Aufmerksamkeit, auch der Gemeinde und dem Dorf (Bausinger u.a. 1957; Hugger 1961; Greverus/Schilling 1982; Greverus u.a. 1982). Städtisches fand allenfalls am Rande Eingang in volkskundliche Texte, wobei es wiederholt mit antimodernem Impetus als Moloch und Sündenpfuhl betrachtet wurde. Das Ungleichgewicht ging einher mit einer disziplinären Affinität zu den – so Wilhelm Heinrich Riehl – »Mächten des Beharrens« (Riehl 1925: 24) statt zu denen des Wandels. Erst zögerlich widmeten sich Fachvertreterinnen und -vertreter ab den 1980er Jahren zunehmend breiter urbanen Welten. Anregungen, die Stadt nicht nur als *locus* der Forschung zu betrachten, sondern sie in den *focus* zu nehmen (vgl. Hannerz 1980: 3), blieben dabei vorerst die Ausnahme. Um nur zwei Namen zu nennen: Gottfried Korff (1985) hat die Habitualisierung urbaner Lebensformen mit dem Begriff der »inneren Urbanisierung« inspirierend benannt. Am Beispiel Berlins hat er für die Zeit vom Vormärz bis in die Weimarer Republik die mentalitätsformende und habitualisierende Bedeutung von städtischem Arbeiten und Wohnen herausgearbeitet. Und Rolf Lindner hat sich besonders der »kulturellen Textur« der Stadt (2008) beziehungsweise dem Charakter einzelner Städte gewidmet – und zwar theoretisch sowie an konkreten Beispielen, so zuletzt Dresden (Lindner/Moser 2006). In der Regel aber beschränkte sich das Interesse auf ausgewählte Fragen urbanen Lebens, wobei der Stadt nur die Rolle des *locus* der Forschung zugewiesen wurde.

Inzwischen ist indes unübersehbar, dass die Stadt zu einem zunehmend etablierten kulturwissenschaftlichen Forschungsfeld avanciert ist. Dabei blieb die Vorstellung von »Stadt« zunächst allerdings eingeschränkt: Obwohl sich das Fach seit dem Zweiten Weltkrieg zu einer empirischen Alltagskulturwissenschaft wandelte und sukzessive den Blick auf selbstverständliche Routinen des täglichen Lebens sowie auf Durchschnittswelten richtete, folgte die volkskundlich-kulturanthropologische Stadtforschung dem allgemeinen Trend, sich auf die Großstadt und den Großstädter als Exempla urbanen Lebens schlechthin zu konzentrieren und diese entweder zu dämonisieren oder zu überhöhen. Die Normalität anderer urbaner Alltage blieb in der Regel außerhalb des Blickfelds.

Neben der anhaltenden Konzentration auf die Großstadt rücken in der interdisziplinären Urbanitätsforschung seit mehreren Jahren zunehmend auch städtische Transformationsprozesse in den Fokus: So strahlen gigantische Wachstumsprozesse hin zu Mega- und World-Cities Faszinationskraft aus und lenken die Aufmerksamkeit auf sich; zugleich finden auch Veränderungen im suburbanen Raum breite öffentliche wie wissenschaftliche Beachtung, etwa die Entwicklung von Metropolregionen und Zwischenstädten.⁷ Ausgehend von derartigen Entgrenzungserscheinungen wird inzwischen immer häufiger eine Verringerung der kulturellen Distanzen zwischen Stadt und Land konstatiert (von Saldern 2006a: 11, 43; Kersting 2007: 483f.; Löw u.a. 2007: 96) – sichtbar in Thesen vom »Ende der europäischen Stadt« (von Saldern 2006a: 11; Kersting 2007: 484), vom »Verschwinden des ländlichen Raums« oder der »schrumpfenden Städte« (Kersting 2007: 484). In letzter Zeit ist schließlich auch (wieder) ein wachsendes Interesse für die kleine Stadt zu beobachten, was nicht zuletzt fortschreitenden Schrumpfungsprozessen geschuldet ist (vgl. Hüppauf 2005). Diese zeigen sich besonders deutlich in Ostdeutschland. Die ostdeutschen Klein- und Mittelstädte sehen sich mit sehr viel stärkeren Problemen hinsichtlich ihrer ökonomischen Entwicklung und mit drastischeren Schrumpfungserscheinungen als Städte in Westdeutschland konfrontiert (vgl. Wékel 2003b; Sedlaczek 2007; Aehnelt u.a. 2006: 8ff., 14, 65ff., 102–106).

Daneben zeichnet sich eine ganz andere Tendenz hin zu einem Paradigma der Pluralisierung und Differenzierung von Städten ab. So richtet sich das wissenschaftliche Interesse jüngst speziell auf die »Eigenlogik« von Städten: Es häufen sich Untersuchungen, die das Bild, Gepräge und den Stil einer individuellen Stadt (Lee 1997), etwa den kulturellen Charakter Wiens (Musner 2009), in den Fokus nehmen und die damit sowohl nach Eigenschaften konkreter Städte als auch nach Städten als Geschmackslandschaften fragen. Diese »Polyphonie des Städtischen«, die im Zuge von Poststrukturalismus, Postkolonialismus und Postmoderne Gestalt gewonnen hat, hat »den Singular ›Stadt‹ systematisch in Frage gestellt« (Berking/Löw 2005: 12f.). Wenn hier dennoch die typologische Frage nach einer

7 Eine Inspirationsquelle der neueren Themenschwerpunkte bildet zweifelsohne der *spatial turn*, vor dessen Hintergrund allgemeine Fragen der Entgrenzung auch in städtischen Kontexten in den Blick rücken – wie die Raum und Raumerfahrung ändernde Bedeutung der Medien, Entgrenzung durch die technische Entwicklung (zum Beispiel Woyke 2006) oder die stetige Abnahme der Stadt-Land-Distanz (zum Beispiel Siegfried 2006).

spezifischen Form mittelstädtischer Urbanität gestellt wird, so soll dies nicht als Widerspruch zu diesen Bemühungen, sondern als Ergänzung verstanden werden. Neben unzweifelhaft aufschlussreichen Erkenntnissen zur Individualität einzelner Städte, neben der Sensibilisierung für Differenz und dem damit geöffneten Weg von »der Stadt zu den Städten« (ebd.: 15) bleiben grundsätzliche Fragen offen.

Das zwischen Groß- und Kleinstadt liegende urbane Leben und konkret die Mittelstadt wurden bislang am ehesten noch in den Geschichtswissenschaften, in der Soziologie, in der Geographie und in der Raumplanung behandelt: So wurde im Jahr 1929 die weithin beachtete Untersuchung *Middletown: A Study in Contemporary American Culture* von Robert Staughton und Helen Merrell Lynd und dann 1937 die Wiederholungsstudie *Middletown in Transition* veröffentlicht; dem schlossen sich Folgeuntersuchungen an, von denen die zwischen 1941 und 1959 erschienene fünfbandige *Yankee-City*-Studie William Lloyd Warners (1963) die bekannteste ist. Die Untersuchung der Lynds hatte das typische Leben in einer durchschnittlichen amerikanischen Stadt, Muncie (Indiana), sowie den Einfluss der Industrialisierung zum Gegenstand. Allerdings beflügelte diese Studie eher die ethnologisch geprägte Gemeindeforschung in modernen Gesellschaften sowie die Untersuchung sozialer Schichtung als die Konzeptionalisierung der Mittelstadt. Auch andere Studien – auffallend viele davon aus US-amerikanischer Perspektive – richteten den Blick auf kleinere und mittelgroße Städte, in denen sie Durchschnittliches suchten, und zwar auch in Deutschland (zum Beispiel Luckmann 1970). Mack Walker beispielsweise beschrieb in seinem Buch *German Home Towns* (1971) einen bestimmten Typus der deutschen Mittel- und Kleinstädte der Neuzeit, den er politisch fasste. Die erste deutsche Mittelstadtstudie, der noch heute Bedeutung zugesprochen wird, stammt von der Soziologin Renate Mayntz, die in den 1950er Jahren die Industriegemeinde Euskirchen in den Blick nahm (Mayntz 1958). Ihre Arbeit verdeutlicht das Nebeneinander moderner und traditioneller Elemente in der mittelgroßen Stadt – ein Merkmal, das in Mittelstadtstudien unterschiedlicher Disziplinen durchscheint als »die Gleichzeitigkeit von Expansion und überschaubarem Zuschnitt des Lebens, die Verbindung von Altem und Neuem« (Zimmermann in diesem Band, S. 280).

Das darüber hinaus auffällige Forschungsdesiderat wurde in der Nachkriegszeit bereits verschiedentlich beklagt. So konstatierte der Ausschuss »Stadtforschung« der Akademie für Raumforschung bereits 1969 eine »Lü-

cke« bezüglich Mittelstädten in der Stadtforschung (Kühn 1969; vgl. auch: Wékel 2003a: 7; Leimbrock/Roloff 1991: 1), und auch für die Soziologie wurde diesbezüglich ein blinder Fleck beklagt (Leimbrock/Roloff 1987: 2; dies. 1991: 1; Friedrichs u.a. 2002). Das Gros der wenigen vorhandenen Arbeiten stammt aus der Stadtplanung, der Soziologie oder der Siedlungs- und Stadtgeographie, die sich seit den 1970er Jahren mit Fragen des Strukturwandels beschäftigen (zum Beispiel Herlyn/Schaukelberger 1972; Sander 1982; Leimbrock/Roloff 1987 u. 1991; Möllers 1996) sowie zu städtebaulichen Planungen äußern. Seit den 1990er Jahren werden im Rahmen städtischer Transformationsprozesse auch explizit die Entwicklungspotentiale von Mittelstädten befragt. Gerade in letzter Zeit hat speziell die Raumplanung das Thema Mittelstädte »wieder entdeckt« und im Rahmen einiger Kolloquia und Symposia verhandelt (Adam 2005a; Wékel 2003b; Baumgart u.a. 2004; Schwäbisch Hall 2006). Auffällig ist, dass in den neueren Publikationen die Mittelstadt häufig im Verbund mit der Kleinstadt genannt wird (Aehnelt u.a. 2006; Baumgart u.a. 2004; Rietdorf 1996; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2005). Für die Konzeptionalisierung als eigenständige Kategorie bedarf die Mittelstadt somit trotz wachsenden Interesses für die kleineren Städte nach wie vor der systematischen Betrachtung.

Auch die Untersuchung einzelner Mittelstädte, die besonders in den Geschichts- und Sozialwissenschaften erfolgte, hat bisher nicht zu einer solchen Systematisierung geführt (vgl. Zimmermann/Reulecke o.J.: 1). Es liegen zwar beachtliche exemplarische Fallstudien vor – so etwa jene soziologische zur Mittelstadt Euskirchen von Jürgen Friedrichs, Robert Kecskes und Christof Wolf, die wie schon die Studie der Lynds die Prämisse verfolgte, dass städtisches Leben als »Mikrokosmos« aufgefasst werden kann, »in dem sich grundlegende gesellschaftliche Sachverhalte untersuchen lassen« (Friedrichs/Kecskes/Wolf 2002: 9; ein Fallbeispiel aus historischer Perspektive ist die Untersuchung der Stadt Hall von Elisabeth Schraut, Harald Siebenmorgen und Manfred Ackermann, Schraut u.a. 1991). Doch wie in anderen Monographien – beispielsweise der bereits genannten von Renate Mayntz über Euskirchen (1958) oder in jenen über Wolfsburg, Mühlhausen, Tübingen, Göttingen oder Darmstadt (Lindemann 1952; von Frieling 1980; Hug 1986; Behn u.a. 1989; Spöthe 1989; Herlyn/Tessin 2000) – wurde das Untersuchungsfeld in den Fallstudien eben nicht explizit *als* Mittelstadt in den Blick genommen, um diesen Stadttypus zu spezifizieren. Eine generalisierbare Bestimmung der Mittelstadt und des mittel-

städtischen Lebens ist bisher nicht erreicht worden, und ein breiter interdisziplinärer Dialog hierzu steht noch aus.⁸

Bestimmungen der Mittelstadt

Bislang wird der Begriff »Mittelstadt« vor allem quantitativ gefasst und als solcher vielfach in der deutschen Gemeindestatistik genutzt. Ausgangspunkt hierfür bietet bemerkenswerter Weise noch immer die Internationale Statistikkonferenz von 1887, nach der Städte mit einer Einwohnerzahl von 20.000 bis 100.000 als »Mittelstädte« und Städte, die eine Bevölkerung von über 100.000 Einwohnern aufweisen, als »Großstädte« gelten (Brockhaus 2006: 588; vgl. Adam 2005b: 496, 509). Bis heute folgt die amtliche Statistik in Deutschland diesen Definitionen. In Anbetracht der gravierenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse, die seit Ende des 19. Jahrhunderts stattgefunden und zu erheblichen Veränderungen des Alltagslebens geführt haben, überzeugt eine solche Festschreibung längst nicht mehr und wird nun schon seit 50 Jahren kritisiert. Inzwischen wird deshalb in der deutschen Stadtforschung vermehrt auch eine andere Bemessungsgrundlage genutzt, die in der Raumforschung verankert ist (Kühn 1969: 11) und auf kritischen Diskussionen der veralteten quantitativen Zuordnung basiert (vgl. Kunzmann 2004). Demnach wird der Stadttyp Mittelstadt mit einer Bewohnerzahl von 50.000 bis 250.000 beziffert, was den gesellschaftlichen Verhältnissen der Spätmoderne in der Tat angemessener erscheint (Adam 2005b: 496).⁹ Allerdings mehren sich die Stimmen derer, die eine einheitliche Definition von Stadttypen nach statistischen Größenklassen an sich für wenig dienlich halten, da es bundes- und weltweit gravierende Unterschiede zwischen Städten einer Größenordnung gibt, sowohl was ihre Funktionen als auch was ihre Struktur und ihre Rolle im Siedlungsnetz

8 Ein Versuch wurde in dieser Hinsicht bereits 1995 gestartet, als auf einem interdisziplinäres Kolloquium in Mâcon in Frankreich Wissenschaftler und Vertreter von Mittelstädten zusammenkamen, um ihre Sicht auf Mittelstädte vorzustellen und sich zu den Aspekten Raum, Gesellschaft und Erbe in der Mittelstadt auszutauschen. Das Problem der fehlenden qualitativen Typisierung von Mittelstädten wurde auch hier bereits ausdrücklich benannt (Commerçon/Goujon 1997).

9 Von Land zu Land variiert die statistische Festlegung von Stadttypen, wie auch die international unterschiedlichen numerischen Bestimmungen von Mittelstädten zeigen (Ayala 2007: 33f.).

betrifft (Hannemann 2002: 268–270; Flacke 2004: 27; Adam 2005b: 495f.; Brunet 1997: 13; Lamarre 1997: 41; zur Vielfalt der Klein- und Mittelstädte vgl. Kunzmann 2004).¹⁰

Kategoriale Einordnungen von Städten allein aufgrund ihrer statistischen Größe bleiben also in vielerlei Hinsicht ungenau und vor allem wenig aussagekräftig. So sagt die Zahl der Einwohner nicht automatisch etwas über die gesellschaftliche, kulturelle und politische Bedeutung einer Stadt aus und auch nichts über das Lebensgefühl am Ort (siehe auch Löw u.a. 2007: 11).¹¹ Zahlen allein beantworten die Frage nach der spezifischen Form von Urbanität, nach den Erfahrungsgehalten und dominanten Alltagswelten nicht; konkret auf das Tagungsthema bezogen sagen sie nichts über die Kennzeichen mittelstädtischen Lebens.

Gewöhnliche Lebensrealitäten und Routinen bilden den genuinen Untersuchungsgegenstand der Alltagskulturwissenschaft Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie. Die ethnologisch-kulturwissenschaftliche Stadtforschung eruiert die Selbstverständlichkeiten, Erfahrungsgehalte und Alltagspraktiken urbanen Lebens speziell aus Sicht der Akteure, sie widmet sich dem städtischen Lebensgefühl und spezifischen urbanen Mentalitäten (zum Beispiel Korff 1985) und sie erkundet den Habitus sowie die Eigenlogik einzelner Städte (Lindner 2008: 141; Lindner 2003; Lindner/Moser 2006; Musner 2009).¹² Das Fach kann damit einen Beitrag zur Erfassung der lebensweltlichen Kennzeichnung der Kategorie »Mittelstadt« und der ihr eigenen Lebensformen leisten, wie sie für die Kategorie »Großstadt« längst erfolgt ist.

Europäische Ethnologinnen und Ethnologen erforschen alltägliches Leben gerade auch vor der eigenen Haustür, und genau dies haben wir vor kurzem in Göttingen praktiziert. In einem zweisemestrigen Studienprojekt

10 Kritik an der statistischen Definition von Stadttypen gab es vereinzelt schon früher: Bereits 1969 erklärte Ludwig Neundörfer, dass numerische Einteilungen grob und willkürlich seien und man nach anderen Kennzeichen suchen müsste (Neundörfer 1996: 26).

11 Zur typologischen Bestimmung von Städten zieht die Stadtforschung so auch weitere Merkmale neben der Einwohnerzahl – wie zum Beispiel Zentralität, Funktionalität, Dichte, städtebauliche Struktur und Entwicklungsdynamik – als Kriterien heran (vgl. Adam 2005: 496).

12 Stadt wird dabei sowohl als kulturell geprägter als auch als kulturell prägender Raum verstanden. Entsprechend fragt die Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie danach, wie Menschen sich städtische Lebenswelten aneignen und sie gestalten, sie wahrnehmen, ordnen und symbolisch strukturieren, wie sie in ihnen interagieren und sich in ihnen repräsentiert sehen (wollen).

haben Studierende des Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie unter der Leitung von Astrid Baerwolf und mir das eigene Lebensumfeld zum Untersuchungsgegenstand erhoben und Göttingen als Mittelstadt erkundet (Schmidt-Lauber/Baerwolf 2009). Wir wollten auf diesem Weg erste Antworten auf die Frage nach den Kennzeichen eines spezifisch mittelstädtischen Urbanitätstypus finden. Einige Ergebnisse, die dem Begriff Mittelstadt plastische Konturen geben, sollen hier gestreift werden.

Als analytisch aufschlussreich erwies sich immer wieder der Vergleich mit Groß- und Kleinstädten, besonders in Hinblick auf zentrale Urbanitätsmerkmale. So zeichnen sich Mittelstädte wie Göttingen im Unterschied zur Großstadt unverkennbar durch ein geringeres Maß an jener Heterogenität und Dichte aus, die bereits Louis Wirth (1938) als konstitutiv für die Großstadt benannt hat: Die Position des »Dazwischen« ist grundlegend für die Mittelstadt. Wesentliche Anhaltspunkte zur Kennzeichnung einer spezifisch mittelstädtischen Lebensrealität bietet in dieser Hinsicht die Auslotung des Begriffspaars »öffentlich–privat«, das in der Stadtforschung von anhaltender Bedeutung ist. Auch wenn in jüngster Zeit diesbezüglich Verschiebungen und eine Verringerung der Kontraste konstatiert wurden, haben die Pole Öffentlichkeit und Privatheit bezogen auf den Unterschied zwischen Groß- und Mittelstadt noch immer eine starke Aussagekraft:¹³ Verglichen mit Großstädten lässt sich in der Mittelstadt ein weitaus höheres Maß an Überschaubarkeit, direkter Kommunikation und Verbindlichkeit feststellen und entsprechend eine geringere Öffentlichkeit und Anonymität. Anschaulich verdeutlicht Sebastian Haumann dies am Beispiel von Hausbesetzungen in Hilden und den dabei konstitutiven kurzen sozialen Wegen: Die Protestierenden waren den Beamten in den Behörden als Einzelpersonen bekannt und wurden weniger als Akteursgruppen wahrgenommen, Eltern sprachen direkt beim Bürgermeister vor. Die Auseinandersetzungen um die lokalen Hausbesetzungen verweisen damit auf ein wichtiges Kennzeichen der Mittelstadt. Sie sind nicht als Import und Kopie der großstädtischen Hausbesetzerszene zu deuten, sondern waren spezifisch mittelstädtisch geprägt (vgl. Haumann in diesem Band).

Als Erfahrungswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler sind wir im Fach Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie geübt, auf das eigene

13 Hartmut Häußermann und Walter Siebel stellen allerdings einen schleichenden Bedeutungsverlust dieser Polarisierung fest. Demnach würden Städte weniger urban und anonym, weshalb neue Begrifflichkeiten erforderlich seien (Häußermann/Siebel 2004: 64; vgl. von Saldern 2006a).

Erleben zu rekurrieren und es als Quelle zu nutzen. Der Anschaulichkeit halber seien an dieser Stelle einige persönliche Bemerkungen hinzugefügt. Als ich im Sommer 2006 nach Göttingen zog, hatte ich mich nicht nur an ein anderes Umfeld, sondern auch an ein anderes Stadtleben zu gewöhnen. Ich suchte die Eigenlogik und das spezifische urbane Leben dieser Stadt zu fassen. Mit den mir aus Großstädten bekannten Urbanitätsformen ließ sich das Göttinger Alltagsleben nicht fassen und mein (großstädtischer) Habitus, der sich an Orten wie Hamburg, Wien und Köln herausgebildet hatte, schien hier fehl am Platz. Ein eindruckliches Erfahrungsfeld stellte dabei besonders die angesprochene starke soziale und räumliche Überschaubarkeit dar. Die Wege sind in Göttingen kurz, und die sozialen Netze kreuzen sich sehr viel häufiger und geradezu zwangsläufig. Sehr oft kam es zu ungeplanten Begegnungen, etwa zu Situationen, in denen ich zufällig Studierende, Nachbarn oder andere Bekannte an Orten traf, an denen ich mich anonym wähnte, wie im Wartezimmer eines Arztes, im Schwimmbad oder natürlich immer wieder auf dem Bahnhof.

In Göttingen scheint die Wahrscheinlichkeit, sich ungeplant zu begegnen und Wissen übereinander zu besitzen, in weitaus stärkerem Ausmaß gegeben als etwa in dem gleichwohl sozial wie räumlich recht überschaubaren Stadtteil, in dem ich zuletzt in Hamburg gewohnt hatte. Die unerwarteten sozialen Wegkreuzungen sorgten immer wieder für Überraschung: So kannten etwa wildfremde Personen in einer Behörde oder Beratungsstelle meine Vermieter, hatten sogar früher einmal in meiner Wohnung gewohnt oder hatten erwogen, diese zu mieten. Die Räumlichkeiten meines Zuhauses waren demnach erstaunlich vielen Menschen in meinem näheren und fernerem Umfeld bekannt. Ein wenig fühlte sich das anfangs wie die Entprivatisierung des privaten Raumes an. Umgekehrt kannte ich selbstverständlicher als anderswo Wohnorte von Personen öffentlichen Interesses und erfuhr aus Alltagsbeobachtungen Tagesrhythmen und Gewohnheiten anderer Menschen. Wiederholt konnte ich in der Mittagszeit von meinem Bürofenster aus mir bekannte Personen aus Stadt und Universität beobachten, die vermutlich den Heimweg antraten, um zu Hause das Mittagessen einzunehmen, was in Göttingen aufgrund der geringen Distanzen durchaus üblich ist. Mir selbst kam der kurzfristige Wechsel zwischen heimischem und universitärem Schreibtisch innerhalb eines Arbeitstages anfangs gar nicht in den Sinn und schien zu aufwendig. Meine eigene Alltagsgestaltung war noch von den Distanzerfahrungen der Großstadt geprägt. So plante ich für Wege gewohnheitsmäßig eine halbe Stunde ein und

wurde darüber gehörig im Warten geübt. Erst sukzessive strukturierten die geringeren Entfernungen die Organisation meines alltäglichen Lebens um.

Ein weiteres wichtiges mittelstädtisches Strukturmerkmal fanden wir im Aufbau des städtischen Raumes: Im Vergleich zu Kleinstädten ist die stärkere räumliche Trennung von Wohn- und Arbeits- beziehungsweise Geschäftsvierteln in der Mittelstadt Göttingen signifikant. Es gibt neben Ansätzen einer Shopping Mall und Industrieflächen am Stadtrand einerseits ein klar erkennbares urbanes Zentrum in der Innenstadt und andererseits stärker dem Wohnen vorbehaltene Viertel. Diese haben unterschiedliche Qualitäten, Atmosphären und »habituelle Merkmale« (Ballhaus 2002: 41). Mittelstädte wie Göttingen weisen im Unterschied zu Kleinstädten also durchaus Stadtteile auf, die sich in der sozialen Struktur ihrer Einwohnerschaft, in deren Milieuzugehörigkeit und in der Architektur der Gebäude und Straßenzüge voneinander unterscheiden und als eigenständige Viertel erscheinen (vgl. Esser u.a. 1984: 327; Hahn u.a. 1976; Frieling 1980). Zugleich setzen sich Mittelstädte genau darin auch wiederum von Großstädten ab, da die Differenzierung der Viertel geringer ist. Zwar gibt es in Göttingen das (bildungs-)bürgerliche Viertel mit Gründerzeitvillen samt Vor- wie Hintergärten und es existieren auch sozial schwächere Wohnviertel wie Holtenser Berg und Teile von Grone, aber die Kontraste zwischen den einzelnen Vierteln sowie die Erkennbarkeit klar abgegrenzter sozialer Milieus sind weniger ausgeprägt als in großen Städten. Am Beispiel der Mittelstadt Euskirchen hatten Jürgen Friedrichs, Robert Kecskes und Christof Wolf bereits das »Fehlen institutionell vollständiger ethnischer Nachbarschaften, wie sie in vielen deutschen Großstädten anzutreffen sind«, herausgearbeitet (Friedrichs/Kecskes/Wolf 2002: 199) – und auch für Göttingen lässt sich dies sagen: Es herrscht eine größere Durchmischung der sozialen Milieus innerhalb der verschiedenen Stadtteile, »das Ausländerviertel« gibt es hier nicht (vgl. von Frieling 1980: 171f.).

Auch die funktionale Selbständigkeit großstädtischer Viertel – mit eigener Verwaltung, einem ausgebauten Netz an Dienstleistungen sowie öffentlichen Einrichtungen – ist in der Mittelstadt Göttingen so nicht gegeben. Die einzelnen Viertel verfügen hier in der Regel nur über eine basale Infrastruktur wie Bäcker, Friseur oder Supermarkt, Allgemeinmediziner, Apotheke oder Briefkästen, sie bieten aber meist keine eigene Poststelle, kein Ärztehaus oder Kino usw. Dies verweist auf die zentrale Bedeutung, die der Innenstadt im Alltags- und Stadtleben zukommt. Die Wohnviertel können diese nicht ersetzen, der Gang in die City ist unerlässlich. Göttingen

gen verfügt über eine Innenstadt, die eindeutig als Zentrum definiert ist und von allen Bewohnern für ganz unterschiedliche Alltagsbedürfnisse genutzt wird – sowohl im Konsum- und Freizeitbereich als auch für medizinische Versorgung und andere Dienstleistungen (vgl. Ballhaus 2002: 34). Damit sind die Ergebnisse des Studienprojektes auch in die laufende Diskussion zu Bedeutung und Wandel der Innenstädte einzureihen, in der einige Autorinnen und Autoren ein Aussterben der Innenstädte prognostizieren, andere auf die anhaltend wichtige Bedeutung städtischer Zentren verweisen (vgl. Löw 2002: 18f.).¹⁴ Für Mittelstädte scheint die Antwort eindeutig: Hier ist die Innenstadt weiterhin das unangefochtene Zentrum, ein lebendiger multifunktionaler Raum.

Ein anderer Zugang zur Spezifizierung des mittelstädtischen Typus von Urbanität stellt die Frage nach Modi und Kennzeichen von Mobilität: Mittelstädte wie Göttingen verfügen im Vergleich zur Kleinstadt über ein ausgebautes öffentliches Verkehrsnetz, das jedoch im Unterschied zu dem der Großstadt weder flächendeckend noch engmaschig ist – Wartezeiten von einer halben bis zu einer Stunde auf einen Bus sind an Wochenenden und für bestimmte Linien in Göttingen Usus. Im Vergleich zur Großstadt sind aber für das Leben in einer Mittelstadt auch die kürzeren Wege, also eine geringere Länge der Wegstrecken innerhalb der Stadt, kennzeichnend. All dies hat Ergebnissen des Studienprojektes zufolge lebensweltliche Auswirkungen, etwa auf die Alltagspraxen und -rhythmen sowie auf die Formen der Verkehrsnutzung. So ist für die Mittelstadt ein individueller »Verkehrsmittelmix« zu beobachten, also ein auf die jeweiligen Ziele, Zwecke, Zeiten und Umstände abgestimmtes Nebeneinander von Fahrrad, Auto, Bus und Zu-Fuß-Gehen, das sich von der Mobilität in Groß- wie Kleinstädten unterscheidet (vgl. Zimmermann 2007: 19f.).

In summa könnten Mittelstädte wie Göttingen also treffend »Zwischenstädte« genannt werden, wenn dieser Terminus nicht bereits von Thomas Sieverts (1997) festgeschrieben und seither für eine andere Form urbanen Lebens geläufig wäre, nämlich für eine spezifisch suburbane

¹⁴ Thomas Krämer-Badoni und Klaus Kuhm (1998) hatten diesbezüglich den »Abschied von der europäischen Stadt« prognostiziert, da die Innenstädte ihre zentrale Position einbüßten und stattdessen verschiedene Zentren/Mittelpunkte entstünden. Am Beispiel Hamburgs konstatierte auch Dieter Läßle (1998) die Tendenz zur Dezentralisierung und zur Pluralisierung von Räumen in der und um die Stadt. Aber es gibt auch gegenteilige Untersuchungsergebnisse, die die anhaltende Relevanz der Innenstädte herausstreichen (zum Beispiel Logemann 2006) oder ihre Konjunktur im Kontext sich wandelnder städtischer Lebensstile beschreiben (zum Beispiel Häußermann 1988).

Stadtstruktur. »Dazwischen« liegt die Mittelstadt auch für die Akteure des Alltags – Interviewpartnerinnen und -partner beschrieben ihr Lebensumfeld auffällig häufig mit relationalen Begriffen: Göttingen ist für viele Bewohner »nicht zu groß«, aber auch »nicht zu klein«, wenngleich – gerade im akademischen Milieu – auch eine »gewisse Begrenztheit« beklagt und gern durch Zweitwohnsitze in Großstädten kompensiert wird. Der Zwischenstatus lässt sich an ganz unterschiedlichen Feldern im Bereich der Konsum- und Freizeitmöglichkeiten – etwa am jeweiligen Theater- und Kinoangebot, an der Restaurantsauswahl oder an den Einkaufsoptionen – verdeutlichen. Kaufhäuser in Mittelstädten sind ein Beispiel hierfür: Holger Leimbrock beschreibt die anfängliche Orientierung bei Kaufhausplanungen an Großkaufhäusern mit Vollsortiment, die sich für Mittelstädte letztlich als zu hoch gegriffen erwies und zur Genese eines neuen »Warenhaus-Typus für Mittelstadt-Zentren« mit einer geringeren Verkaufsfläche führte (vgl. Leimbrock in diesem Band, S. 95).

Die Zwischenposition der Mittelstadt manifestiert sich auch numerisch in einer »mittleren Bevölkerungsdichte«. Pro Quadratkilometer zählen Mittelstädte 200 bis 800 Einwohner, was sich vor allem auf die Wohn- und Lebensqualität auswirkt. Stadtplanerinnen und Stadtplaner wissen die Effekte der »moderaten städtebaulichen Dichte« (Pesch 2007: 39) zu benennen, die ein »Wohnen mit geringeren Verdichtungseffekten« (Adam 2005b: 507) möglich mache und dennoch verschiedene Nutzungen auf engem Raum offeriere. Die Stadtplanerin Brigitte Adam etwa konstatiert hierzu: Die »Überschaubarkeit des »Mittleren« erleichtert die »Schaffung lebenswerter Städte« (ebd.).

Mittelstädte weisen, so stellte bereits Christine Hannemann fest, ein deutlich besseres Eigen- als Fremdimage auf (Hannemann 2002: 178). Zahlreiche Bewohnerinnen und Bewohner, die wir in unseren Erhebungen befragten, bestätigten dies und schrieben Göttingen ein spezifisches und zumeist positives Lebensgefühl zu. Mittelstädten wie Göttingen wird nicht nur Kritik als »verhinderte Großstadt« entgegengebracht, sondern auch Sympathie und eine besondere Lebensqualität zugesprochen beziehungsweise defensiv behauptet. Als Kennzeichen des mittelstädtischen Lebens wurden wiederholt eine besondere Kinderfreundlichkeit und ein hohes Wohnniveau genannt, zudem gute Erholungsqualitäten in der näheren Umgebung durch zugängliche Grünflächen und Naturregionen sowie eine besondere Lebensqualität angesichts eines vergleichsweise differenzierten

kulturellen Angebotes.¹⁵ Auch eine als geringer wahrgenommene Umweltbelastung sowie vor allem ein weitaus geringeres Maß an Kriminalität beziehungsweise eine weitaus höhere Sicherheit als in der Großstadt kamen immer wieder zur Sprache.

Die Kleinstädten wiederholt bescheinigte Attraktivität, durch die sie nach Clemens Zimmermann im Wettkampf verschiedener Lebensräume, zumal im Vergleich mit suburbanen Wohnstandorten, mithalten können (Zimmermann 2003: 27), scheint also erst recht für Mittelstädte zu gelten. Für viele Menschen – besonders für Familien – ist das Leben in einer Mittelstadt gerade deshalb attraktiv, weil sie ähnlich der Großstadt ein durchaus plurales Angebot offeriert,¹⁶ dabei aber vergleichsweise überschaubar ist und ihnen genauso »sicher« wie die Kleinstadt erscheint.¹⁷ Dass die Mittelstadt gerade dieser Kennzeichen wegen nicht für alle Menschen gleichermaßen ansprechend ist, sondern im Gegenteil auch eine transitorische Stadt darstellt, die man in regelmäßigen Abständen oder im Laufe des Lebens bereitwillig verlässt oder gerne verlassen würde, ist eine weitere zwangsläufige Folge ihres Zwischenstatus.

Eine Tagung und ihre Veröffentlichung: Zum Aufbau des Buches

Es gibt also Grund genug, nach einem eigenen Typus urbanen Lebens jenseits der Metropolen und Kleinstädte zu fragen. Themen hierzu liegen zuhauf vor unserer Tür. Als im April 2008 ein Call for Papers für die Tagung in Göttingen veröffentlicht wurde, kamen etliche Einsendungen aus den unterschiedlichsten Feldern und Fächern herein. Eine Auswahl musste ge-

15 Diese Kennzeichen eines attraktiven Lebensumfeldes sind teils auch für den suburbanen Raum und vereinzelt für Kleinstädte dokumentiert (zum Beispiel Menzl 2007; Aehnelt/Kühn/Schütte 2006).

16 Nach Zimmermann unterscheiden sich Mittelstädte von Kleinstädten durch eine deutlich größere Funktionsvielfalt und eine stärkere Binnendifferenzierung. Durch ihre Größe bietet die Mittelstadt mehr Möglichkeiten zur Gestaltung individueller Lebensentwürfe, während die Kleinstadt noch stärker durch soziale Kontrolle geprägt wird. In ländlichen Regionen besitzt die Mittelstadt zudem eine kulturelle Zentralität (Zimmermann 2007: 19, 21).

17 Für die Attraktivität von Mittelstädten gibt es mehrere Hinweise (vgl. auch Wékel 2003: 8; Zimmermann 2007: 19–21; Pesch 2007: 38–40; Hertzsch 2003).

troffen werden. Ein Kriterium hierfür war neben der Interdisziplinarität der explizite Fokus auf das Mittelstädtische, das heißt, die Mittelstadt sollte Gegenstand und nicht nur *locus* der Forschung sein. Zudem konzentrierten sich die ins Tagungsprogramm aufgenommenen Beiträge vorerst auf Deutschland, da der jeweils nationale gesellschaftspolitische und historische Kontext für die Entwicklung der Städte und das Leben in ihnen eine zentrale Rolle spielt und somit für die typologische Bestimmung und Kennzeichnung von großer Bedeutung ist. Nur punktuell sind vergleichende Ausblicke in andere Länder aufgenommen worden. Eine spätere Ausweitung auf den internationalen Vergleich ist aber angedacht, zumal Mittelstädte auch von der EU-Politik eine besondere Zuwendung erfahren, wie auch Daniel Habit in seinem Beitrag über europäische Kulturhauptstädte ausführt (vgl. Habit in diesem Band).

Der interdisziplinäre Charakter des Dialogs war für die Zusammenstellung des Programms von großer Bedeutung. So finden sich im vorliegenden Band Beiträge aus der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, den Geschichtswissenschaften, der Soziologie und der Raumplanung, die je andere Perspektiven und Zugänge auf die Mittelstadt und ein anderes Verständnis von Stadtforschung dokumentieren.¹⁸ Zunächst eröffnet ein Text des Europäischen Ethnologen Rolf Lindner aus Berlin weitere *Perspektiven der Stadtforschung*. Lindner fokussiert die Sichtweisen der Forschung und der Öffentlichkeit auf Mittelstädte und befragt geläufige Zuschreibungen: Kriterien wie »Maß«, »Mitte« und »Vernunft« lassen die Mittelstadt als Durchschnittsstadt erscheinen, die damit eine Folie zur Verhandlung von Normalität bietet.

Was eine Mittelstadt ist und als was sie gilt, ist damit immer auch Ergebnis gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse (*Konstruktionen der Mittelstadt*). Exemplarisch analysiert dies der Soziologe Marcus Termeer: Am Beispiel des Wiederaufbaus der Münsteraner Altstadt nach dem Zweiten Weltkrieg zeigt er auf, wie sich im Konzept eines »heile Geschichte« darstellenden Innenstadtensembles eine Ideologie des Mittelstädtischen äußert. Der Historiker Georg Wagner-Kyora knüpft an die gesellschaftliche Be-

18 Wie wichtig und fruchtbar »eine Verzahnung der diversen Disziplinen« ist, hat bereits Adelheid von Saldern am Beispiel des Stadt-Umland-Verhältnisses sowie anhand von Fragen des städtischen Bauens und Wohnens deutlich gemacht. Sie hat dabei für ihr Fach aufgezeigt, welchen Einfluss stadtpolitische, stadtplanerische, architektonische und sozialwissenschaftliche Fragestellungen auf die Geschichtsforschung ausüben und umgekehrt (vgl. von Saldern o.J.: 4; 1999; 1993; 1995).

deutung materialisierten kulturellen Gedächtnisses an und beschreibt mit Bezug auf die Bürgerinitiative für den Wiederaufbau eines kleinen Fachwerkhauses im Stadtzentrum Aschaffenburgs die Historisierung des Stadtraumes und die stadträumliche Erinnerungspraxis.

Mit beeindruckender Konstanz stellt die Großstadt – wie beschrieben – den Prototyp des Urbanen dar und bietet der Wissenschaft wie der Alltagswelt einen normativen Bezugspunkt zur Bestimmung von Urbanität(en). Auch Mittelstädte orientieren sich an Großstädten, wie der Soziologe Holger Leimbrock zeigt; der Stadtplanung in Mittelstädten eröffnen sich in dieser Hinsicht unterschiedliche Möglichkeiten der Verortung: Neben der Imitation der Großstadt, die meist mit Hilfe von Großprojekten vorangetrieben wird, steht eine Positionierung, welche die Mittelstadt als lebenswerte Alternative zur Großstadt mit Eigenlogik präsentiert.

Gezielte (Selbst-)Inszenierungen (mittel-)städtischer Bilder und Images nach innen wie außen stellen das Thema der folgenden Texte (*Inszenierungen von Stadtbildern*). Die Marburger Volkskundlerin Marita Metz-Becker widmet sich der »klassischen Universitätsstadt« als einem speziellen Typ von Mittelstadt und dokumentiert anhand von Gedenktafeln für Gelehrte die zentrale Bedeutung der Universität für die Selbstdefinition dieser Städte, die städtische Identität und das bürgerliche Selbstverständnis. Marcus Stip-pak, der zwar nicht an der Tagung teilnehmen, für den Band aber einen Beitrag liefern konnte, illustriert die positive Selbstinszenierung der Stadt Dessau als mittelgroße Stadt um 1900: Mitten in einer Zeit urbanen Wachstums und zahlreicher Industrieansiedlungen versuchte Dessau sich durch eine Inszenierung als schmucke, saubere und durch Gemeinschaft geprägte Stadt bewusst gegenüber den unter anderem als unübersichtlich und uniform wahrgenommenen Großstädten abzugrenzen. Auf die Selbstdarstellung von Mittelstädten auf europäischer Ebene geht Daniel Habit in seinem Vortrag über Europäische Kulturhauptstädte ein. Er beobachtet bei der Nominierung für diesen Titel und in der EU-Stadtpolitik eine Verlagerung der Aufmerksamkeit auf mittelgroße Städte, die bei ihrer Inszenierung als europäische Kulturhauptstadt allerdings vor größeren Herausforderungen stehen als die Metropolen. Städtische Images sind mithin das Ergebnis aktiver Inszenierungen und gezielter Planungen. Sie können sich im Kontext urbaner Transformationsprozesse, die Städte in ganz neue Dynamiken und Konkurrenzen führen, ändern.

Der Strukturwandel urbaner Lebenswelten ist in den letzten Jahren unübersehbar geworden und wird von der Forschung aus verschiedenen

Blickwinkeln untersucht. Der folgende Themenblock widmet sich diesem Feld (*Strukturwandel der Lebenswelten*). Er präsentiert interdisziplinäre Annäherungen an Inhalte und Auswirkungen urbaner Transformationsprozesse. Zunächst illustriert der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler sowie Volkskundler Norbert Fischer am Beispiel der Stadt Bad Oldesloe, wie Mittelstädte im Umland von Metropolen eine neue, durch die Metropolregion geprägte Urbanität entwickeln. Schrumpfungsprozesse bilden den Ausgangspunkt des Beitrages von Ina Dietzsch und Dominik Scholl, die die Wahrnehmung der stark schrumpfenden Mittelstadt Wittenberge in Ostdeutschland aus Sicht ihrer Bewohnerinnen und Bewohner und den Umgang der lokalen Politik mit diesem Prozess behandeln. Aus einer anderen Perspektive – nämlich der der Raumplanung – beschäftigen sich anschließend Sabine Baumgart und Andrea Rüdiger mit urbanen Transformationsprozessen: Die Stadtplanerinnen geben einen Überblick über die demographische Entwicklung in deutschen Mittelstädten und fragen danach, wie die Planung auf die Veränderungen reagiert. In diesem Abschnitt wird besonders offensichtlich, wie wichtig die Lage einer Stadt für den urbanen Transformationsprozess ist.

Alltagswelten in der Mittelstadt bilden den gemeinsamen Bezugspunkt der hierauf folgenden Beiträge (*Alltag in der Mittelstadt*). Sebastian Haumann arbeitet am Beispiel von Hausbesetzungen der 1980er Jahre in der Stadt Hilden eindrücklich heraus, wie sich das mittelstädtische Umfeld auf die Entstehung und den Verlauf der Auseinandersetzungen auswirkte. Gertraud Koch fokussiert die Rolle von Migrantinnen und Migranten konkret in Friedrichshafen. Gesa Kather lenkt den Blick auf England und zeigt im Vergleich zweier englischer Mittelstädte, wie unterschiedlich die soziale Struktur und die Partizipationspraxen sozialer Gruppierungen in solchen Städten aussehen können. Der amerikanische Historiker Andrew Bergeron nähert sich aus einer anderen Perspektive den alltäglichen Lebensräumen: Sein Thema ist die Erfahrung von Raum und Zeit. Er untersucht die Konstruktion von Historizität in Mittelstädten am Beispiel Hildesheims. Anhand zweier Bürger in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschreibt er, wie diese Hildesheimer ihre damalige lokale Lebenswelt im Umbruch wahrnahmen, sie historisch und national verorteten und dabei eigene biographische Anpassungen an gesellschaftspolitische Veränderungen vornahmen. Und Nicola Benz schließlich analysiert Formen des musikalischen Unterhaltungsangebotes in Freiburg in den 1920er Jahren und zeigt, dass

auch hier die Orientierung an der Großstadt prägend wirkte und zugleich die Mittelstadt als »Ort der Beständigkeit« (siehe S. 269) hervortrat.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Podiumsdiskussion, an der als renommierte Stadtforscher Gottfried Korff (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen), Ueli Gyr (Institut für Populäre Kulturen, Zürich), Franz-Werner Kersting (Institut für westfälische Regionalgeschichte, Münster) und Clemens Zimmermann (Historisches Institut, Saarbrücken) teilnahmen. Sie bilanzierten die Tagung und entwickelten aus unterschiedlichen Positionen Perspektiven für künftige Forschungen. Aus diesem Forum sind drei Kurzstatements eingegangen, die den Abschluss des Buches bilden (*Forschungsperspektiven: Interdisziplinäre Statements einer Podiumsdiskussion*). In der Diskussion hat Gottfried Korff auf das Potential der Einbindung ästhetischer Fragen in die Forschung hingewiesen und konkret die Methode des Vergleichs und der regionalen Kontextualisierung betont. Der Historiker Clemens Zimmermann verweist in seinem Beitrag zudem auch auf die Notwendigkeit der historischen Kontextualisierung, um der Veränderbarkeit von (Mittel)Städten Rechnung zu tragen. Er präsentiert überblicksartig Forschungen zu Mittelstädten in den Geschichtswissenschaften, der Soziologie und der Geographie. Als Felder künftiger Studien unterscheidet er die Untersuchung von Darstellungsweisen der Mittelstadt, von mittelstädtischen Formen der Soziabilität und des Umgangs mittelstädtischer Akteure mit Prozessen der Stadtentwicklung. Ueli Gyr stellt die spezifische Stadtlandschaft der Schweiz dar. Dabei zeigt er konkret den Konnex von Stadtverhältnissen und Urbanitätsforschung sowie neue Prozessmuster in den dortigen Mittelstädten auf, die mit einem großstädtischen Habitus experimentieren. Grundsätzlich äußert sich Gyr mit einem Definitionsangebot, indem er Mittelstädte als »hybride Gefüge im urbanen Dazwischen« beschreibt. Aus Sicht der kulturhistorischen Stadt-Land-Forschung argumentiert Franz-Werner Kersting, der die Innenperspektive der Bewohnerinnen und Bewohner betont. Er sieht in der Rolle von Mittel- und Kleinstädten im »Stadt-Land-Kontinuum« ein Desiderat in der kulturwissenschaftlichen Stadt- und Urbanisierungsforschung und bezeichnet dies als wichtige Forschungsfrage für künftige Arbeiten. Sein Fokus richtet sich dabei besonders auf die Kleinstadt, das Dorf und das ländliche Leben, die Kersting als Bezugsgrößen in die Diskussion einbringt und für deren Bevölkerung Mittelstädte als »eigentliche urbane Referenzpunkte« (S. 289) in den Blick zu nehmen sind.

In lebhaften und anregenden Diskussionen äußerten die etwa neunzig Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung, die aus verschiedenen Ländern und Fächern und mit ganz unterschiedlichen Qualifikationsstufen kamen, Interesse am Thema. Sie erörterten die Frage des jeweils Mittelstädtischen an den Fallbeispielen und diskutierten grundsätzlich und kontrovers den Sinn einer typologischen Bestimmung der Mittelstadt. Es war weder Anspruch noch Ergebnis der Tagung, am Ende der Veranstaltung eine formelhafte, durch das Plenum als gültig abgesicherte Definition »der Mittelstadt« präsentieren zu können und damit das Feld abzuschließen. Vielmehr sollte ein interdisziplinärer Dialog zur Spezifizierung und Bestimmung der Kategorie Mittelstadt und der Kennzeichen mittelstädtischer Urbanität eröffnet werden, der zur Schärfung des je eigenen Begriffsinstrumentariums und der Forschungsfragen beitragen soll. Ein entsprechend unterschiedliches Fazit haben die Autorinnen und Autoren dieses Bandes aus dem Forschungsdialog gezogen und bieten in ihren Texten plurale Antworten auf die Frage, was das Leben in Städten, die weder Großstädte noch Kleinstädte sind, ausmacht.

Dank

Die Tagung konnte durch großzügige Förderung der Fritz-Thyssen-Stiftung realisiert werden, wofür wir uns herzlich bedanken; daneben boten auch die Stadt Göttingen, die Sparkasse Göttingen sowie der Universitätsbund dankenswerterweise finanzielle und materielle Unterstützung. Und schließlich engagierten sich zahlreiche lokale und regionale Unternehmen für die Durchführung dieses Forschungsdialogs. Wir danken ihnen allen sehr.

Auch allen Referentinnen und Referenten sowie den zahlreichen Moderatorinnen und Moderatoren möchte ich nochmals sehr herzlich für ihr Kommen und ihren Beitrag danken. Zu guter Letzt geht mein Dank an alle, die zum Zustandekommen dieser Tagung und des Buches beigetragen haben. Allen voran danke ich Anne Wessner, die vielfältig Koordinationsgeschick und Überblick bewiesen hat und auch bei der Drucklegung des Bandes als Lektorin präzise und mitdenkend gearbeitet hat. Esther Heckmann und Christoph Bock ist für das Tagungsbüro und die tatkräftige Mitarbeit sehr zu danken. Als Hilfskräfte während der Tagung selbst waren